

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Fritz Meese, cand. med., Berlin [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Fritz Meese, cand. med., Berlin,
geb. 11. September 1891 in Koblenz,
gef. 26. Mai 1915 bei der Lorettöhöhe.

November 1914.

... Seit acht Tagen im Schützengraben, einer Ruine, in der bei Regenwetter das Wasser rauscht und alles von Lehm und Dreck starrt und die auch Schutz gegen das furchtbare Granatfeuer gewähren soll. Kleine Menschenarbeit gegen gewaltige Kräfte. Noch lebe ich — unverwundet, Tornister und Kleider von Kugeln zerfetzt. Die Stimmung ist nicht gut, aber mein Humor ist noch da. Bittet um gut Wetter und Essen für mich. Hunger und Regen sind die schlimmsten Feinde. Ihr ahnt ja nicht, was es heißt, tagelang, wochenlang im Schützengraben liegen, im feindlichen Feuer leben. Nie wieder kann ich im Café bei einer Siegesnachricht gedankenlos Hurra schreien. O, die armen Patrioten! — Ich sitze nun schon fünf Stunden Wache und werde wohl die Nacht aufbleiben. Zumal Schlafen im Stehen oder Halbsitzen auf nassem Lehm Boden ein höchst zweifelhafter Genuß ist. Der Brief entsteht natürlich so: Fünf Worte, dann ein minutenlanges Blick auf den Feind — ab und zu die „Kanone“ hoch und ein Schuß. Kinder, Ihr habt keine Ahnung, wie gut wir es in Berlin hatten. Offen und ehrlich, wenn ich jemals einen Anflug von Moralität betreffend meine ganze Lebensführung verspürte, jetzt ist jeder Gedanke daran geschwunden. Ich bin überzeugt, daß man, heil zurückgekehrt, doch ein anderer Kerl geworden ist in jeder Beziehung. Man wird sicher rücksichtsvoller seinen Mitmenschen gegenüber werden, gerade in deren Ausnutzung zum persönlichen Genuß. Das macht schon die Gewohnheit der hier im Kriege so notwendigen Kameradschaft. — Das Leben gilt hier einen Dreck, man hat kein Empfinden, was es heißt, Leben riskieren. Bin doch heute durch heftiges Gewehrfeuer gegangen, eine halbe Stunde weit, nur um mich zu waschen und weil ich Aussicht hatte, ein bis zwei Zigaretten zu bekommen. „Und trifft es uns morgen, so laßt uns noch heut' genießen die Neige der köstlichen Zeit!“ ...

Dezember 1914.

... Heute noch ein paar schöne Stunden im Quartier, Kaffeestunde. Ein paar Kameraden bekamen große Pakete. Es wurde gesungen. Heimatsbilder. Man wird hier im Krieg zum Kind. Eben noch im schrecklichsten Feuer, ist man im

nächsten Augenblick harmlos froh. — Glückliches Wesen so ein Mensch, der es versteht, die Stimmung im Augenblick zu erfassen, unbekümmert um die nächste Minute. Man lernt es. Draußen grollt feindlicher Donner und drin ist's wie zu Hause — fast. Kinder, wie lernt man die Heimat lieben — wenn man ertragen lernt, was sonst niemand begreift. Niemals kann man erzählen, was an Kleinigkeiten den einzelnen bedrängt, niemals aber auch, was hier uns modelt und tiefe Eindrücke in den Charakter meißelt. Wer vom Kriegsschauplatz übertriebene Berichte nach Haus senden kann — der hat nichts erlebt hier draußen. Tatsachen schildern! Aber niemals kann man es so, wie es ist — die nächste Minute mildert, Gott sei Dank! Man müßte schreiben im Moment des Erlebens. Gottlob kann man das nicht; so wird nie jemand erfahren, wie verzweifelt man oft ist und wie die gesunkene Stimmung aus einem Gemisch von Pflicht und Tatendrang und Ehrgeiz zu neuer Kraft anwächst. So muß es bleiben! . . .

Mein lieber Freund Ernst ist vermißt. Da steht's nun so kurz und so klar, und doch hat's mir die Kehle zusammengeschnürt, als ich es las. Armer lieber Kerl! Vermißt — das ist ein traurig-hartes Wort für den, der es weiß, was es heißt. Da steigen alte Bilder auf. Ich liege vor Dirmuiden am 21. Oktober abends. Wir sind zurückgeworfen, keiner wußte, wie. Da liegt noch vor uns das Gehöft und rechts davon die Straße, bis zu der wir siegesfroh wie auf dem Grezjerplatz gekommen waren. Vor ging's, Schritt vor Schritt, aufrecht, zu stolz, sich bei dem dauernden Pfeifen zu bücken. Dann lagen wir plötzlich in erster Linie — und das Maschinengewehr. Neben mir fiel unser Unteroffizier. Rechts bekam J. den Armschuß und mir selbst schlug's durchs Kochgeschirr. So lagen wir hinter der Hecke, sollten feuern und sahen keinen Feind. Dann: „Sprung auf, marsch, marsch, ins Gehöft!“ Da pfiff und sang es in den Zweigen ein ehernes Lied, die Bude brannte und hinter der stehengebliebenen Mauer standen Jäger und 201er, während im Maschinengewehrfeuer Stein auf Stein abbröckelte. Ich verband den armen N., dann K. mit dem Temporalischuß, der nur mit Mühe zu komprimieren war. (Er läuft heute in Berlin rum und weiß wohl kaum, daß ich ihm das Leben gerettet habe durch den Verband.) Weiter vor, da löste sich die Ordnung, keine Führung mehr da, und reihenweise fielen die Kameraden. Und immer wieder vor, damals dachte noch keiner daran, daß wir mal nicht siegen konnten, bis dann plötzlich, tack, tack, das eigene Maschinengewehrfeuer im Rücken, alles zusammenbrach. — Zurück — wie bitter, zähneknirschend. Und dann, vom letzten Strohschober aus, hörten

wir den Kameraden jammern, schwergetroffen im dichten Feuer liegend. Da krochen zwei Kameraden und ich raus, ungeachtet des Feuers, und konnten ihn doch nicht holen. Dann ein Stück zurück und uns eingebuddelt, wo wir standen, immer den Nachstoß der Feinde erwartend. Und zwischen uns und dem Feind, im Feuer beider, lagen unsere Verwundeten. Wochen später — wir waren inzwischen wieder vorgekommen — auf Patrouille, da sah ich sie und mußte über sie fort kriechen; Reihen von Toten.